

Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES)
Research Group LABour, Generation, Stratification (AGES)

Diskussions-Papier

Mai 2005

Marc Szydlik

Familie und Sozialstruktur

P.AGES 1

Erschienen in:

Jutta Ecarius (Hrsg.): Handbuch Familie.

Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 78-93, 2007.

UNIVERSITÄT ZÜRICH

Marc Szydlik 2005: Familie und Sozialstruktur. P.AGES 1 – Diskussions-Papier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES) der Universität Zürich.

Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES)
Research Group LAbour, Generation, Stratification (AGES)

Leitung: Prof. Dr. Marc Szydlik

Universität Zürich
Soziologisches Institut
Andreasstrasse 15
CH-8050 Zürich

Tel.: 0041-44 635 23 41

Fax: 0041-44 635 23 99

Mail: ages@soziologie.unizh.ch
Home: www.suz.unizh.ch/ages

Familie und Sozialstruktur

Marc Szydlík

Zusammenfassung

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Familie und Sozialstruktur? Inwiefern existieren Verbindungen zwischen Familiengenerationen, die zu sozialer Ungleichheit beitragen? Zur Beantwortung dieser Fragen wird auf eine Lebenslaufperspektive zurückgegriffen. Dies beinhaltet zunächst die Zeit vor dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus. Eltern bestimmen die Lebensqualität ihrer Kinder besonders stark in deren ersten Lebensjahren, sie stellen die ersten Bildungsweichen, und sie haben (damit) auch einen wesentlichen Einfluss auf die berufliche Zukunft ihrer Kinder. Man darf aber auch nicht spätere Leistungen zwischen erwachsene Familiengenerationen über die Haushaltsgrenzen hinweg vergessen. Dazu gehören Geschenke und Zahlungen, Schenkungen und Vermögensübertragungen, und schließlich, am Ende des Lebens(laufs) der Eltern, Vererbungen. Zwischen Familie und Sozialstruktur existiert ein prekäres Verhältnis. Die lebenslange Generationensolidarität in der Familie trägt zu einer Verfestigung und sogar Vergrößerung sozialer Ungleichheit bei.

1 Einleitung

„Unter Sozialstruktur verstehen wir die demographische Grundgliederung der Bevölkerung, die Verteilung zentraler Ressourcen wie Bildung, Einkommen und Beruf, die Gliederung nach Klassen und Schichten, Sozialmilieus und Lebensstilen, aber auch die soziale Prägung des Lebenslaufs in der Abfolge der Generationen“. Wenn man dieser Definition von Wolfgang Zapf (1989: 101) folgt, existieren in der Tat enge Verbindungen zwischen Familie und Sozialstruktur. Dies gilt zunächst für die „demographische Grundgliederung der Bevölkerung“. Geburt, Heirat und Scheidung sind genuine Familienereignisse mit bedeutenden sozialstrukturellen Folgen. Wie viele Kinder zu welcher Zeit geboren werden, wirkt sich beispielsweise auf die Altersstruktur der Gesellschaft aus, mit all ihren Konsequenzen z.B. für Bildungseinrichtungen, Arbeitslosigkeit und Rentenbeiträgen. Hochzeiten und Scheidungen gehen häufig mit sozio-ökonomischen Brüchen einher. Fertilitätsrückgang, zunehmende Scheidungen und nichteheliche Lebensgemeinschaften und ein höherer Anteil allein Erziehender sind Ausdruck einer Familiendynamik, die sich auch auf die Sozialstruktur niederschlägt.

Umgekehrt wirkt sich die längere Lebenserwartung auf die Familie aus, wenn damit eine zunehmende gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen verbunden ist.

Bildung, Einkommen und Beruf, Klassen und Schichten: Auch hier lassen sich enge Verbindungen zur Familie feststellen, und zwar in beide Richtungen. Einerseits verzichten heutzutage gerade höhergebildete Frauen aus höheren sozialen Klassen bzw. Schichten auf Kinder. Je länger die Ausbildung dauert, je stärker man beruflichen Anforderungen ausgesetzt ist, desto schwerer fällt die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Johannes Huinink (2003: 24) fragt entsprechend, ob man „angesichts der Bedeutung der Familie für die emotionale Stabilisierung der Menschen [...] nicht umgekehrt die Kinder- oder Familienlosigkeit im Lebensverlauf als eine neue Form sozialer Deprivation ansehen [muss]“.

Andererseits wirken sich Familiengründungen auf Einkommens- und Berufschancen aus – und damit auch auf die Chance, in höhere Klassen bzw. Schichten aufzusteigen. Wer Kinder in die Welt setzt, nimmt damit deutliche Abschläge des verfügbaren Einkommens in Kauf. Etwa 150.000 Euro muss man heutzutage für ein Kind bis zur Volljährigkeit aufbringen. Hinzu kommen noch Ausbildungskosten bis hin zum Studium sowie geringere Arbeitseinkommen insbesondere von Müttern auf Grund verminderter Erwerbstätigkeit durch die Betreuungssituation. Familiengründung erhöht entsprechend das Armutsrisiko – insbesondere für allein Erziehende (Huinink 2002, 2003).

Wenn man Sozialstruktur etwas weiter fasst und darin auch Sozialmilieus und Lebensstile einschließt (vgl. z.B. Hradil 1987, Schulze 1992), geraten weitere Verbindungen zur Familie ins Blickfeld. Ob man mit Kindern lebt, ob man einen Partner hat, ob man als erwachsenes Kind von seinen Eltern finanzielle Zuwendungen erhält oder ob pflegebedürftige Eltern zu versorgen sind: all dies hat Folgen für die Lebensführung und den Lebensstil, sei es indirekt über Geld- und Zeitressourcen, sei es direkt über (Lebens-) Interessen einschließlich Konsumverhalten und der Teilhabe an kulturellen Angeboten.

Schließlich lassen sich in Hinblick auf die „soziale Prägung des Lebenslaufs in der Abfolge der Generationen“ weitere Verbindungen zwischen Familie und Sozialstruktur aufzeigen. So können Mitglieder geburtenstarker Jahrgänge im Vergleich mit geburtenschwachen Kohorten einer größeren Konkurrenz um Lehrstellen und Arbeitsplätze ausgesetzt sein und im Alter geringere Rentenhöhen fürchten. Veränderte Familiennormen in Hinblick auf Scheidung und Einelternfamilie wirken sich auf die Anteile allein Erziehender in verschiedenen Geburtsjahrgängen aus. Umgekehrt bedingen generationsspezifische Einkommens- und Vermögenschancen die innerhalb von Familien verteilbaren Ressourcen. So kann die so genannte ‚Wirtschaftswundergeneration‘ ihre Nachkommen besonders häufig mit Erbschaften bedenken.

Auf Grund der vielfachen Zusammenhänge zwischen Familie und Sozialstruktur ist es unmöglich, diese allesamt in einem einzigen Beitrag en détail auszubreiten. Ich konzentriere mich daher auf einen zentralen Bereich, nämlich die Fortschreibung – wenn nicht gar Vergrößerung – sozialer Differenzierung in der Abfolge von Familiengenerationen. Das grundlegende Argument lautet folgendermaßen: Familien vollbringen groß(artig)e Leistungen: Kinder werden aufgezogen und für ein eigenständiges Leben vorbereitet, Familienmitglieder werden lebenslang emotional unterstützt, man hilft im Haushalt und bei der Enkelbetreuung, pflegt bei Krankheiten und im Alter, und man steht mit beträchtlichen finanziellen Transfers füreinander ein. Allerdings haben diese ausgesprochen umfangreichen Familienleistungen einen unwillkommenen ‚Nebeneffekt‘, und dieser zeigt sich in der Verbindung von Familie und Sozialstruktur: Auch wenn man insgesamt eine starke Familiensolidarität feststellen kann, ist diese nicht überall gleich ausgeprägt. Damit ist nicht gemeint, dass innerhalb von Familien die eine oder andere Person mehr oder weniger bedacht wird. Es wirken hier vielmehr in erster Linie sozialstrukturelle Einflussfaktoren. Wer über größere Ressourcen verfügt, kann seine Angehörigen wesentlich besser unterstützen. Eltern mit geringeren Möglichkeiten sind hierzu entsprechend weniger in der Lage. Für die Sozialstruktur bedeutet dies, dass über die Generationensolidarität in der Familie bisherige Vor- bzw. Nachteile fortgeschrieben – und oftmals sogar vergrößert – werden. Damit ergeben sich weniger Unterschiede innerhalb von Familien (also beispielsweise auf Grund der Bevorzugung oder Benachteiligung bestimmter Kinder), sondern zwischen Familien. Schichthöheren Eltern gelingt es auf vielfältige Art und Weise, dass ihre Kinder wiederum höheren sozialen Schichten angehören.

Hier kommt ein zweiter zentraler Begriff neben dem der Sozialstruktur ins Spiel, nämlich soziale Ungleichheit. Stefan Hradil (2000: 590) stellt fest: „Unter sozialer Ungleichheit versteht man die asymmetrische Verteilung knapper und begehrter Güter auf gesellschaftliche Positionen und so entstehende vorteilhafte bzw. nachteilige Lebensbedingungen von Menschen. Soziale Ungleichheit meint demnach nicht bloße Verschiedenartigkeit, sondern Verschiedenwertigkeit von Lebensbedingungen“ (vgl. z.B. auch Kreckel 1992, Schäfers 1992). Im vorliegenden Beitrag geht es somit nicht nur mehr oder weniger neutral um ‚Familie und Sozialstruktur‘, sondern auch um den Zusammenhang von Familienleistungen und sozialer Ungleichheit.

Im Folgenden soll den Mechanismen dieser Fortschreibung und Vergrößerung sozialer Ungleichheit auf Grund von Familiensolidarität nachgegangen werden. Hierzu ist es hilfreich, eine lebenslauftheoretische Perspektive heranzuziehen. Der Lebenslauf wird als Abfolge wesentlicher ‚Stationen‘ betrachtet, auf denen für die Wohlfahrtsposition der Individuen sowie

für das Gefüge sozialer Ungleichheit insgesamt maßgebliche Weichenstellungen erfolgen. Solche Weichenstellungen lassen sich über den gesamten Lebenslauf nachzeichnen und strukturieren ihn entsprechend. Dazu gehören der Schulbeginn, der Übergang von der Grund- auf die weiterführende Schule, von der Schule in die Berufsausbildung bzw. Universität, von der Ausbildung in den Beruf und vom Beruf in den Ruhestand genauso wie Partnerwahl und Familiengründung. Es wird somit der Frage nachgegangen, inwiefern soziale Ungleichheit an entscheidenden Stationen des Lebenslaufs durch die Generationensolidarität in der Familie verfestigt und vergrößert wird. Damit wird ein relativ weiter Familienbegriff zugrunde gelegt. ‚Familie‘ bezieht sich nicht nur auf Haushaltsgemeinschaften, die aus Mutter, Vater und minderjährigem Kind bestehen. Auf der einen Seite können darunter auch allein Erziehende und kinderlose Ehepaare gefasst werden (vgl. Statistisches Bundesamt 2001: 14; Engstler, Menning 2003: 143). Auf der anderen Seite brechen familiäre Generationenbeziehungen keineswegs nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus ab. Auch zwischen Eltern und erwachsenen Kindern existiert zeitlebens eine ausgesprochen starke Generationensolidarität. Die Untersuchung des Zusammenhangs von Familie und Sozialstruktur darf sich daher nicht auf die Zeit vor dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus beschränken (Koresidenz). Vielmehr sind auch – und gerade – die Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern zu analysieren, also einschließlich der Verbindungen zwischen den Familiengenerationen über die Haushaltsgrenzen hinweg, wenn die erwachsenen Kinder das Elternhaus verlassen und einen eigenen Haushalt gegründet haben (Multilokalität).

Der Argumentationsstrang des vorliegenden Beitrags wird in der Tabelle zusammengefasst. Dabei werden in der Abfolge des Lebenslaufs Familienleistungen der Eltern aufgeführt, die einerseits immense Folgen für die Kinder und andererseits deutliche Auswirkungen auf die Sozialstruktur haben. Die ersten drei Blöcke der Tabelle beziehen sich auf Familien mit minderjährigen Kindern. Der zweite Teil der Tabelle behandelt dann die Folgen der familialen Generationensolidarität unter Erwachsenen. Mit der Tabelle soll allerdings nicht der Eindruck erweckt werden, dass die einzelnen Solidarleistungen strikt auf die jeweilige Lebensphase beschränkt seien.

2 Familie und Lebensqualität in Kindheit und Jugend

Die Ressourcen der Eltern wirken sich bereits auf die Lebensqualität ihrer kleinen Kinder aus – und schaffen Ungleichheit zwischen Kindern aus ärmeren und reicheren Elternhäusern. Zunächst einmal bedingt der finanzielle Hintergrund der Eltern, wo und wie die Familie lebt. Es

macht einen Unterschied, ob die Kinder in einer kleinen Mietswohnung in einem heruntergekommenen Stadtviertel oder in einem großen Haus mit Garten in einer besseren Wohngegend aufwachsen. Dazu kommt die Ausstattung der Wohnung und des Kinderzimmers einschließlich weiterer Ressourcen, die den Kindern zur Verfügung stehen.

Die unterschiedliche Lebensqualität von Kindern aus ärmeren oder reicheren Familien auf Grund der finanziellen Ressourcen ihrer Eltern ist ein Wert an sich, sie ist aber auch häufig die Grundlage für weitere Disparitäten. Nehmen wir einmal den Grad an Anerkennung, die Kinder von ihren Freunden erfahren. Hier spielen nicht zuletzt Spiel- und Sportgeräte, ein großer Garten, ein Haustier, Markenkleidung, Reisen, Taschengeld und das Vorhandensein und die Ausstattung des eigenen Computers eine Rolle.

Gleichzeitig werden mit den Ressourcen der Eltern bereits in frühester Kindheit entscheidende Weichen für den gesamten Lebenslauf – und damit für das Gefüge sozialer Ungleichheit – gestellt. Die Wohngegend, für die sich die Eltern entschieden haben bzw. entscheiden konnten, wirkt sich zum Beispiel unmittelbar darauf aus, aus welcher Sozialschicht die ersten Freunde ihrer Kinder stammen. Man trifft auf unterschiedliche Gleichaltrige, ob man beispielsweise im Berliner Wedding oder im Grunewald aufwächst. Die Peer Groups wiederum haben einen wichtigen Einfluss auf die Sekundärsozialisation der Kinder und Jugendlichen, sie fördern oder verringern beispielsweise Bildungsehrgeiz und kulturelles Interesse. Eltern setzen damit – bewusst oder unbewusst – indirekt über die Schichtzugehörigkeit der ersten Freunde ihrer Kinder einen Rahmen für allgemein akzeptierte und angestrebte Bildungsstandards, die ihre Kinder in ihrer unmittelbaren Umwelt erfahren. Wichtig ist natürlich auch, dass sich die Wohngegend auf die Wahl der Schule und den Bildungshintergrund der Mitschüler auswirkt.

3 Familie und Bildung

Die Bedeutung des Einflusses der Eltern auf die Bildung ihrer Kinder kann man gar nicht überbewerten. Dies liegt vor allem an der immensen Bedeutung von Bildung für soziale Ungleichheit. Bildung bietet Lebenschancen. Die individuelle Bildung hat immense Folgen für Einkommen, Beruf, Prestige, Karriere, Arbeitsplatzsicherheit, Beschäftigungsbedingungen, Übereinstimmung von Ausbildung und Arbeitsplatz, Vermögen, Rentenhöhe, Partnerwahl, Gesundheit und Lebensdauer. Bildung ist damit eine zentrale Dimension sozialer Stratifikation. Wer über eine höhere Bildung verfügt, gehört bei allen genannten Aspekten zu den Gewinnern. Jedes Jahr Schul- oder Berufsausbildung erhöht das Arbeitseinkommen um etwa

sechs Prozent. Höher Gebildete finden leichter einen Arbeitsplatz und werden seltener gekündigt. Akademiker haben eine wesentlich bessere Chance, gemäß ihrer Qualifikation eingesetzt zu werden (Szydlik 1996).

Die wesentlichen Bildungsweichen werden von den Eltern gestellt. Hier wirken Bildungsentscheidungen, aber auch der allgemeine Bildungshintergrund, den Kinder zu Hause erfahren. Gerade in den ersten Lebensjahren werden wichtige Grundlagen für den späteren Erfolg in Schule und Beruf gelegt. Neben den Finanz- und Zeitressourcen der Eltern spielen ihre Bildungsaspirationen eine wesentliche Rolle (z.B. Meulemann 1990). Wer Eltern hat, die großen Wert auf Bildung legen und ihre Kinder von früh auf intensiv fördern, ist das ganze Leben lang stark bevorteilt. Wer in eine bildungsferne Familie mit geringen Bildungsaspirationen hineingeboren wird, ist lebenslang benachteiligt. Dieser Generationenzusammenhang ist, wie kürzlich auch die PISA-Studie belegt hat, in Deutschland besonders stark ausgeprägt.

Wie genau gelingt es aber schichthöheren Eltern, dass ihre Kinder wiederum höheren Sozialschichten angehören? Die grundlegenden Entscheidungen werden weit vor Schulbeginn getroffen. So basiert die von der ersten PISA-Studie vorrangig untersuchte Lesekompetenz letztendlich auf der Lesesozialisation in der Familie. Welche Rolle spielen Bücher in frühester Kindheit? Lesen die Eltern ihren Kindern etwas vor, und wenn ja, wie wird über das Gelesene gesprochen? Wie werden die Inhalte von Bilderbüchern kommuniziert? Und wie wirkt sich dies auf spätere Kompetenzen aus? Jedenfalls weisen Studien darauf hin, dass gerade das Vorlesen von Kinderbüchern und das gemeinsame Betrachten von Bilderbüchern für den Spracherwerb der Kinder zentral sind (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 74; Ninio, Bruner 1978).

Neben Büchern spielt heutzutage auch immer mehr die Informationstechnologie eine wichtige Rolle. Empirische Untersuchungen belegen deutliche Differenzen zwischen den Sozialschichten. Wohlhabende Familien verfügen im Vergleich mit Normalverdienern wesentlich häufiger über einen PC – und noch viel häufiger als Sozialhilfeempfänger. Die Diskrepanz zwischen Haushaltseinkommen und Informationstechnologie wird sogar noch größer, wenn man die Internetnutzung betrachtet (Haisken-DeNew et al. 2001; vgl. auch DiMaggio et al. 2001). Diese Befunde lassen darauf schließen, dass Kinder weniger begüterter Eltern wesentlich geringere Chancen haben, schon von Haus aus Kenntnisse und Fähigkeiten in zukunftssträchtigen Technologien zu erlangen. Computer und Internet spielen dabei eine besonders große Rolle. Zu Recht spricht man hier von einem Digital Divide.

Eine der wichtigsten Lebensentscheidungen fällt in Deutschland in sehr jungen Jahren, nämlich die Entscheidung zwischen Hauptschule, Realschule und Gymnasium. Diese Ent-

scheidung bestimmt nicht nur die unmittelbare Schullaufbahn der Kinder. Sie hat vielmehr immense Folgen für lebenslange Ungleichheiten. Eltern haben einen entscheidenden Einfluss auf diese äußerst wichtige Weichenstellung für das gesamte Leben ihrer Kinder. Bei der PISA-Studie sind zwei Hauptbefunde besonders herauszustellen. Der erste wird in einer Unzahl von Medienberichten immer wieder bekannt gegeben: Deutschlands Schüler sind schlecht gebildet. Das zweite Ergebnis erscheint vielen offenbar weniger bedeutsam und wird leider ungleich seltener ins Zentrum der Betrachtung gerückt: Nirgendwo sonst unter den betrachteten Ländern hängen die individuellen Bildungschancen so stark von der sozialen Herkunft ab wie bei uns. In keinem anderen Land ist der Einfluss der sozialen Herkunft auf die Lesekompetenz der Jugendlichen so krass wie in Deutschland. Überall sonst fallen die Unterschiede zwischen Jugendlichen des unteren und oberen Viertels der Sozialstruktur geringer aus. Belgien, Schweiz, Luxemburg, Vereinigtes Königreich, Ungarn, Tschechische Republik, Vereinigte Staaten, Portugal, Polen, Australien, Liechtenstein, Neuseeland, Frankreich, Mexiko, Dänemark, Irland, Niederlande, Griechenland, Russische Föderation, Schweden, Norwegen, Österreich, Italien, Kanada, Brasilien, Spanien, Lettland, Finnland, Island, Korea und Japan: in all diesen Ländern ergeben sich geringere Sozialstrukturdifferenzen in Hinblick auf die Lesekompetenz. Bei den Mathematikkenntnissen werden wir lediglich noch von den USA, Belgien und Ungarn übertroffen, in den Naturwissenschaften nur noch vom Vereinigten Königreich, der Schweiz und wiederum Belgien und Ungarn (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 384f.). Im internationalen Ranking haben wir somit doppelt verloren.

Die Befunde der PISA-Studie zur sozialen Herkunft beziehen sich auf den Bildungsgang und die abgeprüften Kompetenzen. Je höher die Sozialschicht der Eltern ist, umso eher besuchen die Kinder bessere Schulen. Über die Hälfte der 15-Jährigen, deren Eltern der oberen Dienstklasse zuzurechnen sind (also Angehörige freier akademischer Berufe, führende Angestellte, höhere Beamte, selbstständige Unternehmer mit mehr als zehn Mitarbeitern sowie Hochschul- und Gymnasiallehrer), gehen aufs Gymnasium. Dies schaffen nur 15 Prozent der Facharbeiterkinder und lediglich ein Zehntel der Kinder von un- und angelernten Arbeitern (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 355).

Inwieweit hängen die mittels der PISA-Studie ermittelten Testergebnisse mit der Sozialschicht der Eltern zusammen? Zwar gibt es in allen sozialen Klassen Jugendliche, die über eine mehr oder weniger große Basiskompetenz verfügen. Nicht alle Oberschichtkinder sind perfekt im Lesen, Rechnen und in den Naturwissenschaften. Und längst nicht alle Arbeiterkinder haben damit Probleme. Aber die Befunde belegen klar, dass sich die soziale Herkunft stark auf die Fähigkeiten und Kenntnisse der Jugendlichen auswirkt. Wer Eltern hat, die der

oberen oder unteren Dienstklasse angehören, verfügt im Vergleich mit Arbeiterkindern über wesentlich größere Lesekompetenzen. Dies gilt übrigens auch, wenn man nur Schülerinnen und Schüler ohne Migrationshintergrund betrachtet (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 364). Der große Einfluss der Schichtzugehörigkeit zeigt sich auch bei den mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Fähigkeiten.

Die Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund sind zwar etwas kleiner als die zwischen den obersten und untersten Sozialschichten. Dennoch hat ein großer Anteil der Jugendlichen aus Migrationsfamilien Probleme, die deutsche Sprache entsprechend ihres Bildungsganges und ihrer Klassenstufe zu beherrschen. Auch bei den mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Fähigkeiten existieren starke Diskrepanzen. Allerdings halten sich die Kompetenzunterschiede in Grenzen, wenn nur ein Elternteil außerhalb Deutschlands geboren wurde (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 377).

Auch in Hinblick auf internationale Unterschiede beim Einfluss des Migrationshintergrundes liegt Deutschland (zusammen mit Belgien) an der Spitze: Mit deutlichem Abstand zu den anderen Ländern wirkt es sich hier besonders negativ aus, wenn die Testsprache nicht die Familiensprache ist. In der Schweiz, Luxemburg, Österreich, Dänemark, Niederlande, Vereinigte Staaten, Neuseeland, Frankreich, Griechenland, Schweden, Vereinigtes Königreich, Norwegen, Kanada, Russische Föderation und Australien gelingt es demnach wesentlich besser, Jugendlichen aus fremdsprachigen Familien eine gute Lesekompetenz in der Testsprache zu vermitteln. Wenn man als zweiten Migrationsindikator auf das Geburtsland der Eltern zurückgreift, ergeben sich teilweise deutlich geringere, jedoch weiterhin beeindruckende Differenzen. Wenn beide Eltern im Land geboren wurden, wirkt sich dies in beinahe allen Ländern vorteilhaft auf die Kompetenzen der Jugendlichen aus. Dieser Vorteil ist allerdings in Luxemburg, Belgien und Deutschland besonders groß (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 395).

Um den Ursachen dieser Differenzen auf die Spur zu kommen, sind die national spezifischen Ausländerpopulationen sowie die jeweils besonderen Bedingungen des Aufnahmelandes zu berücksichtigen. Hier beginnt jedoch die PISA-Studie an ihre (Fallzahl-) Grenzen zu stoßen. Die Befunde legen aber nahe, dass auch relativ homogene Einwanderergruppen je nach Zielland unterschiedlich gut integriert sind. Wenn man beispielsweise Familien betrachtet, in denen türkisch oder kurdisch gesprochen wird, weisen diese in keinem anderen der fünf diesbezüglich betrachteten Länder eine so niedrige Sozialschicht und schlechte Lesekompetenz auf wie in Deutschland. Besonders in Norwegen und Schweden gelingt die Integration

dieser Familien und Jugendlichen erheblich besser als bei uns (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 397).

Geschlechtsspezifische Disparitäten sind zwar ebenfalls relevant. Sie spielen jedoch im Vergleich mit der sozialen Herkunft eine untergeordnete Rolle. Zudem weisen die Testergebnisse für die drei Bereiche in unterschiedliche Richtungen. Mädchen sind im Lesen in allen Ländern besser als Jungen, wobei die Differenz in Deutschland etwa im Mittelfeld der betrachteten 32 Länder liegt. Umgekehrt verfügen in einem großen Teil der Länder einschließlich Deutschlands die Jungen über umfangreichere mathematische Kenntnisse und Fähigkeiten. In den Naturwissenschaften ergibt sich weder im internationalen Durchschnitt noch bei uns ein signifikanter Unterschied zwischen den geschlechtsspezifischen Leistungen (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 252).

Eltern aus höheren Sozialschichten gelingt es also in Deutschland besonders gut, ihre Kinder auf die besseren Schulen zu schicken (für einen internationalen Vergleich siehe z.B. auch Blossfeld, Shavit 1993). Ein Faktor ist hierbei das deutsche dreigliedrige Schulsystem einschließlich der frühen Aufteilung der Kinder in die drei Bildungsgänge. Bei dieser Weichenstellung spielen die Aspirationen der Eltern eine bedeutende Rolle. Das dreigeteilte Bildungssystem schreibt dabei die (früh)kindlichen Ungleichheiten nicht nur fort, sondern vergrößert sie sogar. Gleichzeitig bleibt in Deutschland besonders wenig Zeit, Bildungsdefizite schwächerer Schüler aus niedrigeren Sozialschichten innerhalb des Schulsystems nachdrücklich anzugehen (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 374). Unglücklicherweise wird die benachteiligende Wirkung dieser frühen Lebensentscheidung für Kinder bildungsferner Eltern nicht durch ein besonders gut ausgebautes System vorschulischer Bildung ausgeglichen. Stattdessen fließen öffentliche Finanzmittel besonders in die Gymnasien und Universitäten und kommen damit im Zuge einer Umverteilung von unten nach oben besonders den höheren Sozialschichten zugute. In einem System, das solch immense Herkunftseffekte beim Zugang zu divergierenden Bildungsgängen zeitigt und in dem die wichtigsten Bildungs- und Lebensentscheidungen äußerst früh im Lebenslauf getroffen werden, nutzen öffentliche Investitionen in höhere Bildungsstätten besonders denen, die ohnehin schon über größere Ressourcen verfügen.

Dass es Kindern höherer Sozialschichten in Deutschland besonders leicht gemacht wird, auf die besseren Schulen zu gelangen, trägt offenbar nicht zu einer höheren Leistungsfähigkeit bei. Gerade Länder mit relativ geringen Herkunftseffekten sind beim Bildungsstand ihrer Jugendlichen besonders erfolgreich. Auch sind ihre besten Schüler im internationalen Vergleich besonders gut. Die Verringerung sozialer Ungleichheit geht also längst nicht auf Kosten von

Effizienz und Leistung. Eher ist das Gegenteil der Fall: Wo Herkunftseffekte durch gezielte Maßnahmen eingeschränkt werden, schneiden alle Jugendlichen besonders gut ab, und zwar nicht nur im Durchschnitt (weil es weniger Ungebildete gibt), sondern auch in der Spitze.

4 Familie und Beruf

Um den Einfluss der Eltern auf den Berufserfolg ihrer Kinder einzuschätzen, ist es zunächst notwendig, sich näher mit dem Zusammenhang von Bildung und Beruf zu beschäftigen. Wenn sich die Anstrengungen und Erfolge der Eltern bei der (Aus-) Bildung ihrer Kinder nicht in entsprechenden Berufen niederschlagen würden, dürfte sich auch die Verbindung zwischen Familienleistungen und Berufserfolg in Grenzen halten. Immerhin belegen empirische Studien durchaus eine nennenswerte Ausbildungsinadäquanz, also eine Nichtübereinstimmung zwischen erworbenen und erforderlichen Qualifikationen. In den meisten dieser Fälle haben die Arbeitnehmer mehr Bildung erworben, als sie für ihre berufliche Tätigkeit benötigen. Dies gilt noch mehr für Personen mit einer zertifizierten Berufsausbildung als für Akademiker (die Anteile an Überqualifizierten liegen in Deutschland bei etwa 25 bzw. 17 Prozent; Szydlik 1996: 304). Für unsere Fragestellung sind damit zwei Schlussfolgerungen relevant: (1) Auch wenn eine z.T. beträchtliche Ausbildungsinadäquanz existiert, lässt sich für die allermeisten Arbeitnehmer eine enge Bindung zwischen Bildung und Beruf nachweisen. Damit wirkt sich der große Einfluss der Eltern auf die Bildung ihrer Kinder weiterhin auf deren Berufsaussichten aus. (2) Eine höhere Bildung schützt besonders gut vor einer Überqualifikation. Kinder von Eltern, die in Hinblick auf deren Bildung besonders erfolgreich sind, müssen besonders selten eine Überqualifikation (mit entsprechenden Einkommensabschlägen, geringerem Prestige, geringerer Beschäftigungssicherheit und schlechteren Arbeitsbedingungen) in Kauf nehmen.

Eltern beeinflussen den Berufserfolg ihrer Kinder jedoch nicht nur indirekt über ihre Bildung. Vielmehr existieren auch direkte Effekte. Nehmen wir einmal die Beispiele ‚Lehrstelle‘ und ‚Auslandsaufenthalt‘. Wer über hilfreiche Informationen und gute Kontakte bzw. Beziehungen („Vitamin B“) verfügt, kann diese entsprechend für seine Kinder nutzen. Die gewünschte Lehrstelle findet sich leichter, wenn die Eltern gute Kontakte zum Firmeninhaber haben (ganz zu schweigen von den Kindern, die ohnehin in einen Familienbetrieb hineinwachsen; vgl. Nordeck 2003). Mitarbeiter- und Kundenkinder („MiKis“ und „KuKis“) sind oftmals im Vorteil, wenn es beispielsweise um Praktika geht. Ressourcen der Eltern kommen

Familie, Lebenslauf und Sozialstruktur

Lebenslauf	Leistung der Eltern	Folgen für Kinder	Folgen für Ungleichheit
Kindheit und Jugend (Koresidenz)	Geld, Zeit, Raum: Haus, Garten, Zimmer, Ort, Wohngegend, Bücher, Vorlesen, Sprache, Erziehung, Bildung	Lebensqualität. Soziale Anerkennung (z.B. durch Spielzeug, Markenkleidung, Reisen). Freundschaften (über Wohngegend)	Ungleichheit der Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen. Grundlagen für lebenslange Ungleichheit
	Aspiration, Zeit, Geld: Hausarbeitenbetreuung und -kontrolle, Computer, Schulmittel, Nachhilfe, usw.	Schulwahl und -erfolg: Hauptschule, Realschule, Gymnasium	Bildungsungleichheit → Folgen für lebenslange Ungleichheit: Einkommen, Prestige, Arbeitslosigkeit, Partner, Gesundheit, usw.
	Aspiration, Information, Kontakte, Geld: Praktikum, Ausland, Lehrstelle	Berufswahl und -erfolg	Ungleichheit in Ausbildung und Beruf
Erwachsenenalter (Multi-lokalität)	Geschenke und Zahlungen: Geld- und Sachgeschenke, regelmäßige Zahlungen, Bürgschaften. Zeit: Enkelbetreuung	Lebensqualität im Erwachsenenalter. Investitionen in Bildung und Beruf (z.B. Ausland, kurzes Studium). Vermögensaufbau	Ungleichheit der Lebensqualität von Erwachsenen
	Schenkungen, Vermögensübertragungen	Lebensqualität und Vermögen	Vergrößerung bereits existierender Ungleichheit
	Vererbungen	Lebensqualität und Vermögen: Wohnung, Kultur, Reisen, Sicherheit, Unabhängigkeit, Einfluss in Familie	Deutliche Vergrößerung bereits existierender Ungleichheit

damit unmittelbar ihren Kindern zugute. Ressourcenschwächere Eltern können ihren Kindern entsprechend weniger bieten.

Nicht zu unterschätzen ist zudem die Frage, wie selbstverständlich es ist, bestimmte Berufsvorstellungen zu entwickeln. Wer aus einem Akademikermilieu stammt, erachtet eine Lehre zum Bauschlosser durchaus als ungewöhnlich. Auslandsaufenthalte erscheinen hingegen für Jugendliche, deren Eltern, andere Verwandte und deren Freunde häufig im Ausland waren und entsprechende Kontakte aufgebaut haben, eher als Selbstverständlichkeit. Und selbst wenn es Kindern niedriger Sozialschichten doch gelingt, Auslandsaufenthalte einzulegen, macht es einen Unterschied, ob dies in möglichst frühen Jahren oder doch erst später erfolgt – und welchen Tätigkeiten man im Ausland nachgeht. Auch hier spielen neben Aspirationen, Informationen und Kontakten ganz profan die finanziellen Ressourcen der Eltern eine entscheidende Rolle (für empirische Befunde zur intergenerationalen Mobilität vgl. z.B. auch Müller 1986; Mayer, Solga 1994; Henz 1996; Müller, Pollak 2003).

5 Familie und aktuelle Transfers

Eltern und erwachsene Kinder sind lebenslang miteinander verbunden. Dies zeigt sich an häufigen Kontakten (übrigens bei generell geringer räumlicher Entfernung zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten), an der engen emotionalen Verbundenheit, an seltenen Konflikten und nicht zuletzt an umfangreichen Hilfeleistungen und finanziellen Transfers (Szydlik 2000). Damit ergeben sich deutliche Verbindungen zwischen Familiensolidarität und Sozialstruktur. Die Generationentransfers lassen sich unterscheiden nach a) aktuellen Zahlungen und Geschenken, b) Schenkungen und Vermögensübertragungen sowie c) Erbschaften. Die beiden erstgenannten Transferarten werden auch ‚inter-vivos-Transfers‘ genannt, also finanzielle Leistungen zwischen Lebenden. Vererbungen bzw. Erbschaften werden auch als ‚mortis-causa-Transfers‘ bezeichnet.

Aktuelle Zahlungen und Geschenke sind eine wichtige Form der Generationensolidarität und können für die Empfänger hochwillkommene Hilfen darstellen. Beispiele sind Unterstützungen für die Kinder während ihrer Ausbildung, bei wichtigen Lebensereignissen wie der Geburt von Kindern (Enkeln), dem Erwerb von Wohneigentum, bei einer Firmengründung oder Arbeitslosigkeit bzw. umgekehrt Zuschüsse für Eltern mit geringer Rente. Oft wird durch solche Transfers bedürftigen Angehörigen unter die Arme gegriffen, um Notsituationen zu vermeiden oder abzuschwächen. Sie erhöhen aber auch die Lebensqualität der Transferempfänger, stellen Bildungsinvestitionen dar (z.B. bei Auslandsaufenthalten oder kürzeren

Studienzeiten, wenn solche Kinder nicht nebenher jobben müssen) und fördern den Vermögensaufbau.

Dies ist aber nur ein Aspekt. Inter-vivos-Transfers sind nicht nur als unmittelbare Unterstützungsleistungen einzuschätzen, sondern sie schaffen und festigen auch dauerhaft Bindungen zwischen den Familienmitgliedern. ‚Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft‘, und, so könnte man hinzufügen, kleine und große Transfers stabilisieren Familienbeziehungen. Transfers sind ein Beziehungskitt. Ein Geschenk beispielsweise zeigt dem Anderen, dass man an ihn denkt, ihn als wichtige Person wahrnimmt, und dass man eine Beziehung aufrechterhalten möchte. „Geschenke schaffen und machen sichtbar ein Gewebe von Beziehungen, das Gesellschaften auf der Mikroebene zusammenhält“ (Schmied 1996: 38).

Die impliziten und expliziten Gegenleistungen für solche Transfers sind vielfältig. Dazu gehören Aufmerksamkeit, Zuwendung und allgemein die Festigung der sozialen Position der Geber in der Familie. Finanzielle Transfers können aber auch willkommene instrumentelle Hilfeleistungen nach sich ziehen, oder, wenn unmittelbar kein Bedarf dafür besteht, zu einer gegenseitigen Versicherung der intergenerationalen Solidarität in Antizipation zukünftiger Notlagen beitragen.

In diesem Zusammenhang sind die Ausführungen von Blau (1964: 88ff.) hilfreich. Eine wesentliche Funktion des sozialen Tausches sei die Herstellung von Verpflichtungen, auf Grund derer zwischenmenschliche Beziehungen begründet und gefestigt werden. Simmel (1958: 444) stellt fest: „Sie [die Dankbarkeit] ist gleichsam das moralische Gedächtnis der Menschheit (...), daß sie, obgleich sie natürlich auch rein im Inneren verbleiben kann, doch die Potenzialität neuer Handlungen ist (...). Obgleich die Dankbarkeit ein rein personaler (...) Affekt ist, so wird sie, durch ihr tausendfaches Hin- und Herweben innerhalb der Gesellschaft, zu einem ihrer stärksten Bindemittel“. Das Gefühl der Dankbarkeit festigt somit Familienbeziehungen und damit auch Gesellschaften insgesamt (vgl. auch Mauss 1990, Cheal 1987, Clausen 1991, Marbach 1994, Schmied 1996).

Wenn dem so ist, existiert ein mehr oder weniger impliziter privater Generationenvertrag, d.h., private Transfers können im Sinne einer Reziprozitätsnorm zu einer Stabilisierung von Familienbeziehungen einschließlich der Versicherung zukünftiger Hilfeleistungen im Bedarfsfall beitragen. Sicherlich werden Transfers auch aus reinem Altruismus geleistet. Aber häufig vermischt sich diese Motivlage mit Eigeninteresse (vgl. Künemund, Motel 2000). Immerhin stimmen siebzig Prozent der 40- bis 85-jährigen Deutschen der folgenden Aussage zu: „Wenn ich meinen Angehörigen helfe, kann ich von ihnen auch selbst Hilfe erwarten“ (Szydlík 2000: 93). In manchen Fällen kann dies sogar so weit gehen, dass Transfers an Familien-

mitglieder eine Form von ‚Bestechung‘ sind, um mehr Zuwendung zu erhalten (vgl. Kotlikoff, Morris 1989). Lüscher und Pajung-Bilger (1998: 55) zitieren in ihrer Studie die Aussage einer 26-jährigen Tochter in Bezug auf ihren Vater: „Ich habe ihm öfter gesagt, ich brauche sein Geld nicht, wenn das quasi als Erpressung gedacht ist, ‚Du kriegst Geld von mir, dafür kriege ich Gefühle von dir‘. Das weiß er ganz genau. Und ich sage, ich gehe lieber arbeiten und verdiene mir mein Geld selber, bevor ich das mitmache“.

Reziprozität umfasst also längst nicht nur Austauschprozesse auf der Basis derselben ‚Währung‘. Das Dankbarkeitsgefühl hat zuweilen Verpflichtungscharakter, das Gegenleistung wie instrumentelle Hilfe, Aufmerksamkeit und Zuwendung impliziert. Dabei sind Reziprozitätsnormen noch nicht einmal auf die unmittelbare Beziehung zwischen Transfergeber und -empfänger beschränkt. Hierauf verweisen ‚Demonstrationstransfers‘, bei denen der Geber durch seine offen gelegte Unterstützung für die eine Person eine Gegenleistung von einer anderen Person erwartet – zum Beispiel auf Grund einer generationenübergreifenden Reziprozitätsvorstellung (vgl. Cox, Stark 1994; Stark 1995). In gewisser Weise besteht hier eine Ähnlichkeit zum öffentlichen Generationenvertrag: Die Hilfeleistung für die alten Eltern wird dann zur Demonstration der Hoffnung bzw. Erwartung einer entsprechenden Gegenleistung der Kinder, wenn man selbst einmal alt geworden ist.

Altruismus und Reziprozität sind aber nicht die einzigen Transfermotive. Hinzu kommen mindestens noch Zuneigung und Verpflichtung. Dabei spielen gesellschaftliche Normen eine wichtige Rolle, aber auch ganz profane Gesetze. Ein Beispiel für den ersten Fall liefert das folgende Zitat einer Tochter aus dem britischen Sheffield in Bezug auf ihren Vater: „I couldn’t stand him but yet I knew that it was my duty and no matter what it cost me I would have done that for my own conscience ... and because of what people say, „Well he’s got a daughter and she doesn’t do anything for him.” ... I’ve seen all these articles in the Star [local newspaper]. I’ve seen all these pictures of old people and it’s been said „Got a son who didn’t do anything for them,” but nothing is said about what the son or daughter had to put up with to cause them to turn that way” (Qureshi, Walker 1989: 140; Walker 1993: 155ff.). Ein Beispiel für den zweiten Fall sind Unterhaltszahlungen an studierende Kinder oder pflegebedürftige Eltern, die auf Vorgaben des Gesetzgebers beruhen: „Thus, courts intervene to remind spouses and parents of their obligations toward the relatives they no longer like” (Clignet 1992: 4; vgl. auch Eckert-Schirmer et al. 1994).

Transfers an (bedürftige) Familienmitglieder basieren nicht monokausal auf Verpflichtung, Zuneigung, Altruismus oder Reziprozität. Sie sind vielmehr zumeist auf eine (komplizierte) Mischung verschiedener Faktoren zurückzuführen. Künemund und Motel (2000: 130)

belegen auf der Basis des Alters-Survey, dass die wenigsten Personen lediglich ein einziges Motiv für die Unterstützung von Angehörigen haben, also lediglich Reziprozität, Altruismus, Zuneigung oder Verpflichtung. Die meisten geben eine Kombination verschiedener Motivlagen an. Am häufigsten treten alle vier Motive sowie eine Kombination aus Zuneigung, Reziprozität und Verpflichtung auf.

Aktuelle Zahlungen und Geschenke zwischen Familiengenerationen stabilisieren nicht nur Familienbeziehungen und regen zukünftige Unterstützungsleistungen an. Sie wirken sich vielmehr auch auf die Sozialstruktur aus. Empirische Befunde belegen (Szydlík 2000): Monetäre Transfers von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts sind häufig und umfangreich. Allerdings sind diese Leistungen ungleich verteilt. Deutliche Unterschiede existieren vor allem zwischen den Bildungsschichten. Hauptschulabsolventen erhalten wesentlich seltener private Generationentransfers als Realschulabgänger, und beide bekommen deutlich weniger als Akademiker. Zwar zeigen die Analysen, dass der Bedarf der erwachsenen Kinder die Transferwahrscheinlichkeit erhöht: Wer mehr braucht, bekommt mehr. D.h., in der Kindergeneration kann Ungleichheit durch Generationentransfers (kurzfristig) durchaus verringert werden. Allerdings ist noch nicht ausreichend erforscht, inwiefern aktuelle Generationentransfers an Kinder mit höherem Bedarf langfristig ungleichheitsverschärfend wirken, wenn z.B. Geldzahlungen von Eltern an Studierende deren Karrierechancen erhöhen. Zudem ist der wichtigste Indikator für aktuelle Geldzahlungen und Geschenke von Eltern an ihre erwachsenen Kinder die materiellen Ressourcen der Eltern: Wer mehr hat, gibt mehr.

6 Familie und Vermögensübertragungen

Es dürfte im Interesse der Kinder liegen, das Vermögen ihrer Eltern möglichst früh zu erhalten. Der höhere Lebensstandard kann dann besonders lange genossen werden, und die Besitzübertragung erfolgt nicht erst zu einem Zeitpunkt, zu dem man bereits selbst ein eigenes Vermögen aufgebaut hat. In manchen Fällen können auch Steuervorteile für vorgezogene Vererbungen sprechen (dieses Argument kommt allerdings nur bei sehr hohen Vermögen in Betracht, da die hohen Freibeträge und niedrigen Erbschaftssteuern so gut wie keine Minderung kleiner und mittlerer Nachlässe zur Folge haben).

Dem Interesse der Kinder steht allerdings das der Eltern gegenüber. Letztere haben Veranlassung, ihren Besitz nicht zu früh aus der Hand zu geben. Immerhin würden sie mit dem Vermögen ihre ökonomische Selbstständigkeit aufgeben. Außerdem verliert man mit der Schenkung die Kontrolle darüber, was mit dem Besitz geschieht. Zudem ist ungewiss, ob die

Kinder weiterhin den Kontakt pflegen und für Hilfeleistungen zur Verfügung stehen, wenn sie bereits alles erhalten haben.

Die empirischen Befunde belegen: Schenkungen und Vermögensübertragungen sind im Vergleich zu aktuellen Transfers und Erbschaften seltene Ereignisse. Obwohl Eltern ihren erwachsenen Kindern zeitlebens Transfers zukommen lassen, z.B. in Form von Geld- oder Sachgeschenken, gehen sie dann doch nicht so weit, ihren Besitz bereits zu Lebzeiten zu übertragen. Jedenfalls wird der Erbenspruch „Mit warmer Hand gibts sich besser als mit kalter“ wesentlich seltener befolgt als die Maxime „Du sollst das letzte Hemd nicht hergeben, das dich selbst noch wärmt“.

Wenn dann aber doch Schenkungen oder Vermögensübertragungen vorgenommen werden, vergrößern sie die bereits existierende Ungleichheit. Westdeutsche erwachsene Kinder sind häufiger Nutznießer als Ostdeutsche. Und die Befunde belegen auch hier, dass Akademikern im Vergleich mit Real- und Hauptschulabsolventen wesentlich häufiger Schenkungen und Vermögensübertragungen zuteil werden. Immerhin erhält jeder vierte Akademiker nach einer Studie auf Basis des Alters-Survey große Geldbeträge oder Sachwerte – bei den Real-schulabsolventen ist es nur jeder sechste, und bei den Hauptschulabgängern, also der zahlenmäßig größten Bildungsschicht, nur jeder zehnte (Szydlik 2000: 152).

7 Familie und Vererbung

Auch Vererbungen („mortis-causa-Transfers“) sind Ausdruck der Generationensolidarität in der Familie, und zwar sowohl zu Lebzeiten der Erblasser als auch danach. Hier treten ebenfalls (soziologisch) spannende Familienprozesse auf. Wer in der Familie über Vermögen verfügt, kann eher auf Basis der Reziprozitätsnorm Unterstützung erfahren. Man muss zwar einräumen, dass die gegenwärtigen Erbgesetze in Deutschland den potenziellen Erblassern Einschränkungen auferlegen: Enterbungen der nächsten Verwandten sind so gut wie unmöglich. Entsprechend wird die Festlegung solcher Pflichtteile zuweilen als Beispiel für eine Schwächung der Familie durch staatliche Eingriffe angeführt (vgl. Le Play 1871, Riehl 1922, Janowitz 1976, Nave-Herz 1998). Allerdings besteht der so genannte Pflichtteil nur aus der Hälfte des Vermögens, das ohne ein entsprechendes Testament anfallen würde. Reiche Großeltern und Eltern können somit eher Hilfeleistungen ihrer Nachkommen anregen, die nach dem Ableben vergolten werden. Gleichzeitig können vermögende Verwandte eher ihre (Macht)Stellung in der Familie erhalten und möglichen Widerspruch abwehren.

Vererbungen wirken aber nicht nur prospektiv durch die implizite oder explizite Inaus-sichtstellung einer Erbschaft bzw. die Drohung ihrer Verweigerung. Nachlässe verbinden ver-storbene und lebende Familienmitglieder. Zunächst haben Vererbungen als letzte Willensbe-kundung des Erblassers starken Symbolwert (vgl. Ariès 1982; Medick, Sabeau 1984). Dies ist besonders dann der Fall, wenn bestimmte Personen ausdrücklich per Testament bevorzugt oder benachteiligt werden. Das Band zwischen Verstorbenen und Lebenden wird bei Verer-bungen zudem über eine Stärkung des Familiengedächtnisses geknüpft (Halbwachs 1966). Wie bei inter-vivos-Transfers sind auch bei Vererbungen reine Geldübertragungen hierzu weniger geeignet. Erinnerungsfördernd sind eher Sachen. Diese reichen von Gegenständen mit eher geringem materiellen Wert wie Fotos, Briefe, Tagebücher, Heiratsurkunden und die Familienbibel bis hin zu Nachlässen, die sowohl materiellen als auch Erinnerungswert haben. Beispiele hierfür sind der Familienschmuck, antike Möbel, das Haus der Eltern bzw. Großel-tern oder auch der Familienbetrieb (vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame 1991; Segalen 1993).

Welcher erbschaftsbedingte Zusammenhang zwischen Familie und Sozialstruktur wird durch empirische Studien ermittelt? Die immensen Vermögensübertragungen im Zuge der Erbschaftswelle führen zu einer deutlichen Vergrößerung bereits existierender Ungleichheit. Die allermeisten Nachlässe gehen auf die Eltern und Schwiegereltern zurück (da übrigens schichthöhere Kinder in der Regel wiederum schichthöhere Kinder heiraten, erben diese wie-derum doppelt). Diejenigen erwachsenen Kinder, die von ihren Eltern zeitlebens besonders große Unterstützungen erfahren haben, erhalten nach deren Tod besonders hohe Summen. Beinahe jeder dritte Akademiker erbt mindestens 50.000 Euro (darunter fallen natürlich noch erheblich höhere Erbschaften). Eine solche Summe wird lediglich jedem fünften Realschul-abgänger und jedem achten Hauptschulabsolventen zuteil. Dabei kann man davon ausgehen, dass die anstehenden zukünftigen Vererbungen die sozialen Differenzen noch weiter vergrößern werden (Szydlik 2000, 2004).

8 Fazit

Zwischen Familie und Sozialstruktur existieren enge Verbindungen. Demographie, Bildung, Einkommen, Beruf, Klassen, Schichten, Sozialmilieus, Lebensstile, Lebensläufe: All diese Aspekte der Sozialstruktur wirken sich stark auf Familien aus und sind umgekehrt wesentlich durch Familien geprägt. Entwicklungen bei den Familienbeziehungen führen häufig zu sozial-strukturellen Veränderungen, und der Wandel der Sozialstruktur hat oftmals bedeutende Fol-gen für die Familie. Solche Zusammenhänge lassen sich beispielsweise aufzeigen für Gebur-

ten, Hochzeiten, Scheidungen, Ein- bzw. Zweielternfamilien, die gemeinsame Lebenszeit von Familienangehörigen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die Kosten von Kindern und Kinderlosigkeit, die familienbedingte Lebensführung sowie geburtsjahrgangsspezifische Bildungs-, Berufs- und Vermögenschancen.

Besonders beeindruckend ist der Zusammenhang zwischen Familie und Sozialstruktur in Hinblick auf die familiäre Generationensolidarität. Man kann hier sogar von einem prekären Verhältnis sprechen. Dabei bietet es sich an, eine Lebenslaufperspektive heranzuziehen. Immerhin gilt die Generationensolidarität lebenslang. Eltern kümmern sich um ihre Kinder nicht nur, während diese noch bei ihnen leben. Auch im Erwachsenenalter fließen weiterhin bedeutende Transferströme an die nächste Generation. Eltern aus höheren Sozialschichten verschaffen ihren Kindern somit nicht nur während derer Kindheit und Jugend bessere Lebensverhältnisse. Auch erwachsene Kinder werden nach deren Auszug aus dem Elternhaus zeitlebens unterstützt, und zwar durch regelmäßige Geldtransfers, Geschenke, Schenkungen, Vermögensübertragungen und schließlich durch Vererbungen. Damit tragen die Unterstützungsleistungen schichthöherer Eltern für ihre Kinder über deren gesamten Lebenslauf zu einer Verfestigung und sogar Vergrößerung sozialer Ungleichheit bei. Wer schon in jungen Jahren auf Grund der Ressourcen der Eltern bessere Chancen hatte, ist auch im Erwachsenenalter deutlich im Vorteil: Wer hat, dem wird gegeben.

Die Solidarität zwischen den Familiengenerationen ist generell stark ausgeprägt. Aber wo größere Ressourcen vorhanden sind, fällt die Unterstützung eben auch größer aus. Eltern mit geringen Ressourcen sind hierzu nicht in der Lage. Familienleistungen bestätigen und vergrößern damit die Ungleichheit in der Gesellschaft. Sie erhöhen die Chancen für Kinder besser gestellter Eltern und verringern entsprechend die Möglichkeiten für Kinder weniger betuchter Eltern. Die immensen Leistungen, die Familien vollbringen, sind hoch anzuerkennen und nach Kräften zu fördern. Es ist aber auch eine gesellschaftspolitische Aufgabe, für eine Verringerung der Ungleichheit qua Geburt zu sorgen.

Literatur

- Ariès, Philippe 1978 [1982]: *Geschichte des Todes*. München: Deutscher Taschenbuchverlag [Originaltitel: *L'homme devant la mort*].
- Bertaux, Daniel, Isabelle Bertaux-Wiame 1991: „Was du ererbt von deinen Vätern ...“ – Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4, : 13-40.
- Bertram, Hans 2000: Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Kohli, Martin, Marc Szydlik (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 97-121.

- Blau, Peter M. 1964: *Exchange and Power in Social Life*. New York u.a.: Wiley.
- Blossfeld, Hans-Peter, Yossi Shavit 1993: *Persisting Barriers – Changes in Educational Opportunities in Thirteen Countries*. In: Shavit, Yossi, Hans-Peter Blossfeld (Hrsg.), *Persistent Inequality – Changing Educational Attainment in Thirteen Countries*. Boulder, CO, 1-23.
- Bourdieu, Pierre 1987: *Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Cheal, David 1987: „Showing them you love them”: Gift Giving and the Dialect of Intimacy. In: *The Sociological Review*, 35, 1: 150-169.
- Clausen, Gisela 1991: *Schenken und Unterstützen in Primärbeziehungen – Materialien zu einer Soziologie des Schenkens*. Frankfurt/Main u.a.: Lang.
- Clignet, Remi 1992: *Death, Deeds, and Descendants – Inheritance in Modern America*. New York: Aldine de Gruyter.
- Cox, Donald, Oded Stark 1994: *Intergenerational Transfers and the Demonstration Effect*. NIA Workshop on Cross-National Issues in Aging. Syracuse, NY: Syracuse University.
- Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.) 2001: *PISA 2000 – Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- DiMaggio, Paul, Eszter Hargittai, W. Russel Neuman, John P. Robinson 2001: *Social Implications of the Internet*. In: *Annual Review of Sociology*, 27: 307-336.
- Eckert-Schirmer, Jutta, Yvette Lamm, Wolfgang Walter 1994: *Regulation von Generationenbeziehungen durch Verfahren – Auslegung des Rechts und Modelle der Generationenbeziehungen in den Bereichen Unterhaltsrecht und Pflegekindschaft*. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 6,1 (Sonderheft): 145-152.
- Engstler, Heribert, Sonja Menning 2003: *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik – Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland*. Hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: Akademie-Verlag.
- Haisken-DeNew, John, Rainer Pischner, Gert G. Wagner 2001: *Private Internet-Nutzung: Bildung und Einkommen auch bei Jugendlichen von großer Bedeutung*. In: *Wochenbericht des DIW Berlin*, 68, 40: 619-623.
- Halbwachs, Maurice 1966: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin, Neuwied: Luchterhand.
- Henz, Ursula 1996: *Intergenerationale Mobilität – Methodische und empirische Untersuchungen*. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Studien und Berichte 63.
- Hradil, Stefan 1987: *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft – Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen.
- Hradil, Stefan 2000: *Soziale Ungleichheit*. In: Reinhold, Gerd, Siegfried Lamnek, Helga Recker (Hrsg.), *Soziologie-Lexikon*. 4. Auflage. München, Wien: Oldenbourg, 589-593.
- Huinink, Johannes 2002: *Familien und Familienformen im Wandel – Eine soziologische Betrachtung*. In: Friedrich W. Busch, Ruth Kölblin (Hrsg.), *In Hoffnung widerstehen*. Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 105-134.
- Huinink, Johannes 2003: *Zwischen Solidargemeinschaft und Luxusgut. Alte und neue Ungleichheiten – die Familie in Deutschland im Wandel*. In: *Frankfurter Rundschau (Forum Humanwissenschaften)*, 14. Januar 2003, 11: 24.
- Janowitz, Morris 1976: *The Social Control of the Welfare State*. New York: Elsevier.
- Kotlikoff, Laurence J., John N. Morris 1989: *How Much Care Do the Aged Receive From Their Children? A Bimodal Picture of Contact and Assistance*. In: Wise, David A. (Hrsg.), *The Economics of Aging*. Chicago: University of Chicago Press, 151-175.
- Kreckel, Reinhard 1992: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Künemund, Harald, Andreas Motel 2000: *Verbreitung, Motivation und Entwicklungsperspektiven privater intergenerationaler Hilfeleistungen und Transfers*. In: Kohli, Martin, Marc Szydlik, (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen : Leske + Budrich, 122-137.
- Le Play, Frédéric 1871 (5. Auflage 1907): *L'organisation de la famille selon le vrai modèle signalé par l'histoire de toutes les races et de tous les temps*. Tours: Maison Alfred Mame et Fils.

- Lüscher, Kurt, Brigitte Pajung-Bilger 1998: Forcierte Ambivalenzen – Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen. Konstanz: Universitätsverlag.
- Marbach, Jan H. 1994: Tauschbeziehungen zwischen Generationen: Kommunikation, Dienstleistungen und finanzielle Unterstützung in Dreigenerationenfamilien. In: Bien, Walter (Hrsg.), *Eigeninteresse oder Solidarität – Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien*. Opladen: Leske + Budrich, 163-196.
- Mauss, Marcel 1950 [1990]: *Die Gabe – Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp [Originaltitel: *Essais sur le don*].
- Mayer, Karl Ulrich, Heike Solga 1994: Mobilität und Legitimität – Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten DDR und der alten BRD oder: Haben Mobilitätschancen zu Stabilität und Zusammenbruch der DDR beigetragen? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 2: 193-208.
- Medick, Hans, David Sabeau 1984: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung. In: dies. (Hrsg.), *Emotionen und materielle Interessen – Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 27-54.
- Meulemann, Heiner 1990: Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren und die Folgen im Lebensverlauf – Der Beitrag der Lebenslaufforschung zur Bildungssoziologie. In: Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.), *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderband 31: 89-117.
- Müller, Walter 1986: Soziale Mobilität: Die Bundesrepublik im internationalen Vergleich. In: Kaase, Max (Hrsg.), *Politische Wissenschaft und politische Ordnung – Analysen zur Theorie und Empirie demokratischer Regierungsweise*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Rudolf Wildenmann. Opladen, Westdeutscher Verlag, 339-354.
- Müller, Walter, Reinhard Pollak, 2003: Social Mobility in West Germany – The Long Arms of History Discovered? In: Breen, Richard (Hrsg.), *Social Mobility in Europe, 1970-1995: Divergence or Convergence?* Oxford University Press, 77-113.
- Nave-Herz, Rosemarie 1998: Die These über den „Zerfall der Familie“. In: Friedrichs, Jürgen, Rainer M. Lepsius, Karl Ulrich Mayer (Hrsg.), *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderband 38: 286-315.
- Ninio, Anat Z., Jerome S. Bruner 1978: The Achievement and Antecedents of Labelling. In: *Journal of Child Language*, 5: 1-16.
- Nordeck, Wolfram von 2003: Betriebsgeheimnis. In: Rössler, Patrick, Marc Szydlík (Hrsg.), *fotoGEN – Generationenfotografien*. Stuttgart: Edition 451, 52-55.
- Qureshi, Hazel, Alan Walker 1989: *The Caring Relationship*. London: Macmillan.
- Riehl, Wilhelm Heinrich 1922: *Vom Deutschen Land und Volke*. Jena: Diederichs.
- Schäfers, Bernhard 1992: Soziale Ungleichheit. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich. 345-347.
- Schmied, Gerhard 1996: *Schenken – über eine Form sozialen Handelns*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schulze, Gerhard 1992: *Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Segalen, Martine 1993: Die Tradierung des Familiengedächtnisses in den heutigen französischen Mittelschichten. In: Lüscher, Kurt, Franz Schultheis (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften – Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag, 157-169.
- Simmel, Georg 1908 (4. Auflage 1958): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stark, Oded 1995: *Altruism and Beyond – An Economic Analysis of Transfers and Exchanges within Families and Groups*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Statistisches Bundesamt 2001: *Fachserie 1 „Bevölkerung und Erwerbstätigkeit“, Reihe 3 „Haushalte und Familien“*. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- Szydlík, Marc 1996: Zur Übereinstimmung von Ausbildung und Arbeitsplatzanforderungen in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 29, 2: 295-306.

- Szydlik, Marc 2000: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske + Budrich.
- Szydlik, Marc 2002: Familie – Lebenslauf – Ungleichheit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 52, B 22-23: 7-9.
- Szydlik, Marc 2004: Zum Zusammenhang von Generation und Ungleichheit. In: ders. (Hrsg.), Generation und Ungleichheit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 7-24.
- Walker, Alain 1993: Intergenerational Relations and Welfare Restructuring: The Social Construction of an Intergenerational Problem. In: Bengtson, Vern L., W. Andrew Achenbaum (Hrsg.), The Changing Contract Across Generations. New York: Aldine de Gruyter, 141-165.
- Zapf, Wolfgang 1989: Sozialstruktur und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. In: Weidenfeld, Werner, Zimmermann, Hartmut (Hrsg.), Deutschland-Handbuch – Eine doppelte Bilanz 1949-1989. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 99-124.